Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 12 (1936-1937)
Heft: 7

Artikel: Kultur und Unkultur beim Jodeln
Autor: Ehrsam, Fridolin
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1066214

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

KULTUR und beim

Von Fridolin Ehrsam

Illustration von Fritz Traffelet

Schade, dass der Schaaggi Kleiner, unser erster Jodler, uns verlassen hat und in die welsche Schweiz gezogen ist! Aber schliesslich geht halt der Brotkorb allem voran. Was wollte der Schaaggi anders, wo doch sein Arbeitgeber Konkurs hat machen müssen?

Der Schaaggi war ein wirklich lieber Kerl, und seine saubere Glögglistimme passte prächtig in den Chorklang unseres «Flüeblüemli» — so heisst nämlich unser Jodelvereinli. Wir standen und fielen mit ihm. Ohne ihn sind wir heute, bis wir einen passenden Ersatz haben, ein ganz gewöhnliches Männerchörlein, ein gutgeschultes freilich, aber eben doch nur « guter Durchschnitt ». Er hat es auch gewusst, dass er den Reihen führte, aber er hat es uns nie fühlen lassen. Er hat nie eine Probe gefehlt, hat nie wegen Halsweh oder Gsüchti oder dergleichen — lies: Täubi — einen Anlass ins Wasser fallen lassen. Wie der Herr Lehrer Hartmann, unser Direktor, zu sagen pflegte: der Schaaggi hatte ganz und gar keine Primadonnenallüren. Das gibt's nämlich sonst nicht selten. Die Klubsolisten sind oft kleine Tyrannen.

Grob ist nicht urchig

Am Anfang seiner Tätigkeit im « Flüeblüemli », da hat er uns allerdings manchen Seufzer ausgepresst . . .

Wir singen, wenn die Stimmung dazu passt, gern den fröhlichen « Chilbitanz » von Grolimund. So war es auch am ersten Abend, als der Schaaggi bei uns mitsang. Aber da gab es beinahe Krach, denn er wollte durchaus die letzte Strophe auch noch singen, die wir immer weglassen, das sei doch die lustigste:

Und de Chnächt tanzt mit der Magd
Lustig im Zweivierteltakt.
D'Musig spilt de Bärnermarsch,
Flüüged beidi uf de . . .

In der zweiten oder dritten Probe nach seinem Eintritt hatten wir über ein Programm für den Familienabend zu beraten. Da kommen nämlich jeweilen unsere Frauen und ihre Freundinnen und, nicht zu vergessen, die Passivmitglieder, nämlich die Geschäftsleute im Dorf und die Herren von der Schulpflege und vom Gemeinderat. « Da muess aber unbidingt de Tschinggelimarsch ufs Programm! » eiferte Schaaggi. « Dä hä-m-mer z'Räb-

UNKULTUR

Jodeln

linge amig mit Vorliebi gnah im zwäite Täil! Häilige Bimbam, säb isch e Nummere, wo zieht! 's ganzi Publikum isch amigs wie us em Hüüsli gsi, wä-m-mer zum Röffräng cho sin: Oh Lecco am Comersee! »

Aber der Herr Hartmann hat ihm ganz dezidiert abgewinkt. Und der Schaaggi hat für eine Viertelstunde die gekränkte Leberwurst gespielt. « Nu, mynetwäge dänn », hat er schliesslich eingelenkt, « aber Ihr sind anderi Tröchni! Ihr händ äifach käi Sinn für Humor und für Gmüet! »

Wieder eine Probe später. Der Herr Hartmann stimmt an: « Dert änet em Bärgli im Trueb. » Er hat schon mehr als einmal betont, das sei echte, ländliche Poesie in Wort und Ton. Das sei etwas wie Abendsonne auf einem Nelkenstöcklein am Fenster eines wetterbraunen Hüslis:

O säg mer, wo bisch du de här?
Das z'raten isch grüüseli schwär;
I cha der nid säge wo's isch,
Du gwundrige Pürschtel was bisch!

Es ist eines der Lieblingslieder unseres Direktors, und auch wir selber singen es gern. Der Oppliger Hans im ersten Bass, ein waschechter Emmentaler, hat uns sogar — nicht ohne Mühe — das richtige Bärndütsch beigebracht. — Gut, wir haben also an jenem Abend diese fröhliche Liebesbeichte wieder einmal drangenommen, und der Schaaggi ist schon von den ersten Klängen an ganz im Element gewesen. Wir andern haben einander ganz vergnügt zugeblinzt. Da, nach der ersten Strophe, hat der Schaaggi dem Herrn Hartmann einen Wink gegeben, und dann hat er losgelegt: « Mir wänd das so mache, wie-n-ich's letschthin han im Radio ghört — do vomene gerissene Jodlerduett z' Basel unde. Nämlich, ich mache dänn zwüsche den äinzelne Zylen amigs e Zwüschebemerkig. Ich will's Eu zäige, wie-n-ich's mäine:

Da hä-m-mer e bitzeli gschärzt! (Mhm!)
Da hä-m-mer enandere ghärzt!
(Hinder der Schyterbyg !)
Da hä-m-mer im Versteckten eus gchüsst
(Emol uf em Heustock!) . . . »

Aber der Herr Hartmann und wir haben energisch Halt gerufen, und bei einem Haar hätte der Oppliger Hans den Schaaggi mit einem richtigen Sänne-

schwung zum Tempel hinausbefördert . . . Wir haben dann die zweite Strophe ohne Kleinersche Zwischenbemerkungen gesungen; aber in der vierten Zeile hat der Herr Hartmann dennoch abgeklopft. Natürlich ist's wieder der Schaaggi gewesen. Im Büchlein heisst die Zeile nämlich: « Es het e kei Pfarrer nüt gwüsst. » Der Schaaggi aber hat gesungen: « 's hät kän Tüüfel, kän Pfarrer nüt gwüsst! »

« Also, mit Eu », hat er dann geschimpft, « wird ich mich nie verstah! Säb isch doch urchig — säb isch doch ländlich — säb hät doch en Ärdguuh — nänäi, dä Tüüfel, dä muess dry! »

« Gerade weil wir urchig sind und bodenständig, und gerade weil hie und da einer von uns noch den Geruch und Duft der Bauernarbeit mit in die Probe bringt, denn zum Changieren hat der Bauer am Abend nicht immer Zeit — eben gerade deswegen darf der Teufel nicht hinein in das Lied! » So unser Herr Hartmann — und wir haben leise Bravo gerufen.

Hooschdaitsch

Es gibt ein Lied vom Schätzeli, und darin heisst es:

Es het es chlys Fänschterli,
Het's äister vermacht!

Das haben wir an einem späten Samstagabend auf dem Dorfplatz gesungen, weil ja dem Josi Marti im ersten Bass seine Verlobte am Dorfplatz wohnte, und es war acht Tage vor Josis Hochzeit — und da hat mir und den andern wiederum der Schaaggi die Freude verderben müssen. Er hält nämlich viel auf eine saubere Aussprache, und das ist recht; wir sind nämlich noch der Ansicht, der Text müsse vom Zuhörer verstanden werden können. Aber zu schön ist lächerlich. Besonders wenn man das *ch* in « vermacht » als deutschen *ich*-Laut formt!

Und das eben hat der Schaaggi Kleiner getan, und weil der Herr Hartmann nicht dabei war, habe ich mir gesagt: jetzt ist es an dir, den Schaaggi zu korrigieren! Wozu ist man denn schliesslich Präsident? Aber da bin ich schön angekommen: « Du hesch aber, mäin i, au e chogen Ybildig, Herr Präsidänt! Säb isch rächt so, und säb isch guetdütsch, und säb macht me jetz in sozusägen alle gebildete Veräine! Me singt doch nüd: Ichch liebe dichch — mit Gaumeluut! Häsch nüd ghört im Radio, vorgeschter z'Abig, da hät doch en Klub vo Züri säb Lied gsunge, und da hät me's ganz dütlich ghört, bim Wort: vermacht — ganz fyn ghuuchet händ sie das verma*ch*t, me hät gmerkt, de Herr Diräkter hät sich alli Müe ggäh, um syne Sänger, respäktive in däm Fall Jodler, das fyni Düütsch richtig yz'üebe. De Herr Hartme in allen Ehre . . . aber ich mäine, das fyni Düütsch, das hät er nüd, und das kennt er nüd, und . . . »

« Schaaggi », habe ich geantwortet, « ich pfeife auf deine feinen Vereine, wenn es bei ihnen Mode geworden ist, unser Schweizerdeutsch so zu verhunzen! Ich bin nur in die Primarschule gegangen; aber das weiss ich, dass dieses gehauchte -ach, och- oder -uch in keiner Schweizer Mundart vorkommt. Es ist bloss missverstandenes Hochdeutsch — und überhaupt, sogar im Hochdeutsch ist es falsch! »

Vom schlechten Beispiel

Ja ja, damals in den ersten Zeiten, als der Schaaggi Kleiner bei uns jodelte und sang, da haben wir andern mehrmals nach der Probe die Köpfe zusammengesteckt und uns gefragt, ob wir ihn nicht lieber auf anständige Weise wieder aus dem Verein entlassen sollten. Bis wir merkten: Der Schaaggi ist ja gar nicht so, er tut bloss, als ob. Eigentlich denkt er genau so wie wir und jeder natürlich empfindende Mensch — aber er hat sich den Geschmack verdorben.

Jenes Räblingen, wo er zuerst im Jodeln mitmachte, ist ein ländlicher Bezirkshauptort. Man ist dort gern lustig. Darunter versteht man vor allem Zwerchfellerschütterung. Man kopiert gern jene Welt, die man durch gelegentliche Besuche von Anlässen zweiter Güte in der nahen Stadt kennen gelernt hat. Bauern und Handwerker, aber auch die Herren

Pierre Gauchat — Bleistiftzeichnung

auf dem Schloss, kehren in der Stadt gern in der « Schildkröte » oder in der « lustigen Wildsau » ein, weil da immer allerhand Tingeltangel zu sehen und zu hören ist. Soll es nun im heimatlichen Räblingen einmal hoch hergehen, so muss es präzis so laufen wie in der « Schildkröte ». Leider hat das gewerbetüchtige, recht ansehnliche Dorf niemanden, der sich mit Ernst der Aufgabe annähme, die Räblinger zu einer edlern Auffassung von musikalischer und dramatischer Kunst zu erziehen — wie dies unser Herr Hartmann bei uns ohne viel Worte erreicht hat. Die Lehrerschaft zu Räblingen ist politisch gespalten, wie die Bevölkerung selbst, und um niemanden vor den Kopf zu stossen, ziehen sich die Herren Lehrer vom Vereinsleben so ziemlich zurück. Das kann ich ihnen übrigens nicht einmal verübeln.

Den Jodlerklub Räblingen leitet ein Postbeamter, der freilich ein gutes Musikgehör sein Eigen nennt; aber seine sonstige Schulung genügt nicht, um so mehr, weil er als « guter Gesellschafter » gilt und daher vor allem danach trachtet, diesem Rufe gerecht zu werden. So spielen denn seine Leute leider oft die Rolle des Hanswurstes und treten mit Programmen auf, die reichlich Leichtgeschürztes enthalten. Nicht genug damit, werden noch sogenannte Couplets mit offenen oder verdeckten Anzüglichkeiten eingeschoben. Ich habe selbst einmal in Räblingen gesehen, wie in einer solchen « humoristischen Einlage » ein Komiker auftrat, der sich einen länglichen Kinderballon vorn an den Bauch gebunden hatte.

In diesem Räblingen hat also unser Schaaggi das Jodeln gelernt; was Wunder, wenn wir nachher mit ihm unsere liebe Not hatten! Das wirkliche Bauernleben, das stille, ehrenfeste und in gewissem Sinne noble, das kannte er damals kaum vom Hörensagen. Er lebte gutgläubig der Auffassung, um einen Bauers-

mann darzustellen, müsse man plump und täppisch auftreten und mit Kraftausdrücken — und Schlimmerem — um sich werfen. « Bim Jödele muess es chüedräckele! » pflegte er zu sagen. « Das meinen i o », hat einmal der Oppliger Hans darauf erwidert, « aber mir zwee meinen auwäg nid der glychlig Chüedräck! »

Das Kompliment

Wie haben wir Flüeblüemler uns doch am Lehramtsjubiläum unseres Direktors geärgert! Der Schaaggi nimmt mir's nicht übel, wenn ich's hier erzähle, das weiss ich . . . Es geschieht lediglich zu anderer Nutz und Frommen, hat ja doch unser Jodler später selber herzlich über sein damaliges Auftreten gelacht. Also, es war ein grosses, heimeliges Fest, mit Blumen und Liedern und Ansprachen: Der Herr Schulpflegepräsident und der Herr Pfarrer, wie sich's gehört, und die Vertreter der Vereine — und im späten Abend, als schon längst ein Vertreter der Jodler gesprochen hatte, meldete sich auch der Schaaggi noch zum Wort. Nach einigem Drängen wurde es ihm gewährt. Darauf verschwand er zunächst in der Nebenstube, um sich zu kostümieren, wie er sagte. Und wie! Einen alten, schwarzen Filzhut hatte er sich ins Genick gestülpt, ein grellbuntes, riesiges Nastuch um den Hals gebunden; ein zweites Nastuch baumelte an der Hosentasche. Wenn ich mich recht erinnere, hatte sich unser Mann sogar einen riesigen Hängeschnauz angeklebt. Er trat mit gnoppendem Gange, bei jedem Schritt in die Knie sinkend und dann wieder aufschnellend, an den Tisch und hielt eine kleine Rede, deren Ausklang lautete: « Und so wäi mer dänn au in Kuezunft, ich mäine, in Zuekunft, euserem verehrte, geschätzte Direktorium — so söll er au in Zuekunft sym Amt und euserem Veräin in Ehre vorstah — und ich erhebe my Glas und trink ufs Wohl vo eusem Herr Diräkter — vo eusem, ich gestatte mir dä ächt ländlichi Uusdruck: vo eusem Hartmändu! »

Wir waren alle wie begossen. Denn unser Dirigent, der seit langen Jahren in unserm Dorfe Sitte gelehrt hatte und Erkenntnis, heisst bei jedermann nie anders als « Herr Hartmann » oder höchstens « Herr Hartme ». Schaaggi aber war des Glaubens, man sei nur dann in der Wolle gefärbt, wenn man jeden Gottfried « Gödu » und jeden Christian « Chrigu » nenne.

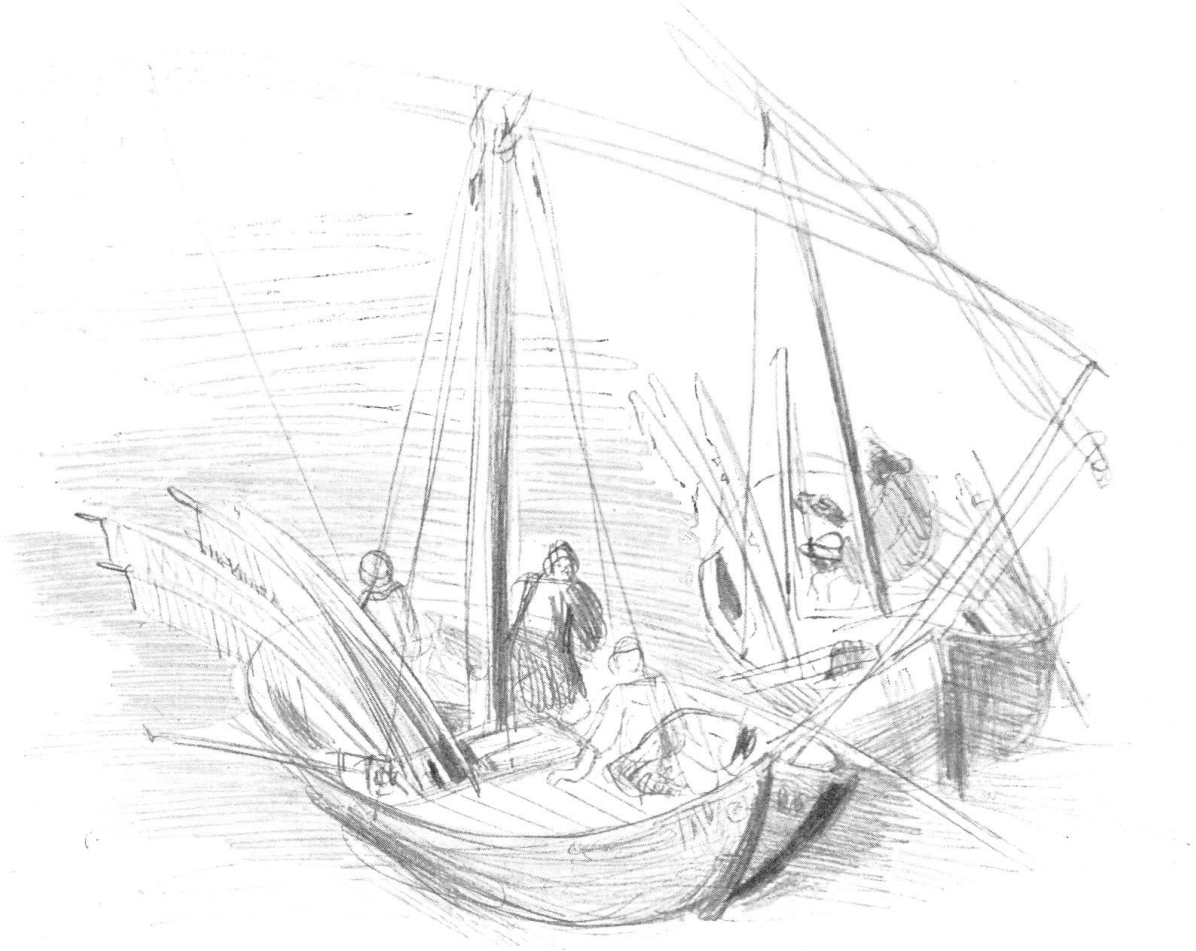
Aber er hat sich Gott sei Dank belehren lassen. Und später hat er uns nicht mehr blamiert.

Saure Wochen, frohe Feste

Alle drei Jahre versammelt sich die grosse, eidgenössische Jodlergemeinde zu friedlichem Wettstreit. Vor drei Jahren war es in Interlaken; dieses Jahr wird Solothurn der Festort sein. Kränze gibt es nicht. Wohl aber werden die Vorträge durch ein Kollegium von vier Kampfrichtern nach Punkten bewertet. Je nach der Punktzahl gibt es eine Einteilung in drei Klassen. Die Bewertung wird sodann im gedruckten Festbericht veröffentlicht.

Am Feste zu Interlaken haben wir auch mitgemacht und dabei eine wohlverdiente Enttäuschung erlebt. Bei der Wahl des Wettliedes hatte uns Herr Hartmann vorgeschlagen, mit dem heimeligen « Änet em Bärgli im Trueb » — von dem hier schon die Rede gewesen ist — aufzutreten. Da hat aber der Sepp Maurer im zweiten Tenor reklamiert, das Lied sei zu leicht, und wir müssten uns ja schämen, und wir müssten doch zeigen, dass wir imstande seien, etwas Rechtes zu leisten. Er schlage das Lied « Alpfrieden » vor. Das sei ja freilich etwas heikel. Aber . . .

Das klangvolle, fast nur zu kunstreiche Stück hat nämlich einige schwierige Stellen. Für den Hausgebrauch hat der Herr Hartmann diese vereinfacht, und sie klingen mindestens ebensogut wie in der Fassung des Komponisten. Am Fest indessen müssen die Lieder genau nach der gedruckten Vorlage, also in der Originalfassung, gesungen werden. « Mannen »,



Pierre Gauchat — Bleistiftzeichnung

hat unser Direktor gesagt, « ich rate Euch vom „Alpfrieden" ab! Der ist für uns, so wie er auf dem Blatte steht, zu schwer. Die Tonfolge h-ais-a im zweiten Tenor bei „Sunnestrahl", zum Beispiel ... auch das kitzlige dis im ersten Bass mit dem nachfolgenden Sprung zum fis könnte missraten. » Aber der Sepp hat auf seinem Vorschlag beharrt. Ich für mich bin für den Vorschlag des Herrn Hartmann eingetreten, und der Schaaggi Kleiner hat mich « warm und mit Nachdruck » unterstützt. Aber die andern haben uns überstimmt; einzig der Josi Marti im ersten Bass ist der gleichen Meinung gewesen wie wir, weil er bei dem gefährlichen dis nie ganz sicher ist und sich nicht auf den Oppliger Hans verlassen kann.

Und in Interlaken ist es dann so gekommen, wie ich es vorausgeahnt habe. Unser guter Geist, der Herr Hartmann, stand eben nicht vor uns, sondern, im Publikum eingekeilt, irgendwo weit hinten in der Halle. Hätte er uns doch nur wenigstens mit den Augen ein wenig führen und aufmuntern können! Aber so geriet halt der Josi Marti daneben, fand dann den Ton nicht sofort wieder, der Oppliger Hans erst recht nicht, und als der Josi wieder einsetzen konnte, war er zu hoch, und da sind wir richtig um mehr als einen halben Ton gestiegen. In der zweiten Strophe sind wir dann regelrecht unsicher gewesen, und die gefährliche Stelle ist uns zum zweiten Mal missraten, und der « Sunnestrahl » im zweiten Tenor gleich noch dazu, am schlimmsten gerade dem Sepp Maurer ... Was hat's geholfen, dass wir in der dritten Strophe doch noch glücklich den Rank gefunden haben? Wir haben Punkte in allen Positionen verloren, in der « harmonischen Reinheit », in « Tongebung

und Aussprache», in der «rhythmischen» und in der « dynamischen Gestaltung », und natürlich erst recht im sogenannten « Gesamteindruck » (Urwüchsigkeit, Natürlichkeit, musikalischer Wert). So hat es uns nur in die zweite Klasse gelangt und auch dies nur knapp.

Eine Strafrede hat uns der Herr Hartmann nicht gerade gehalten; aber er hat trocken und etwas spitzig festgestellt, er habe es ja gesagt . . . Beim nächsten Mal, das weiss ich schon heute, da werden der Sepp Maurer und sein Anhang sicher nicht wieder zu hoch hinaus wollen. Die sind jetzt von der Eitelkeit kuriert.

In einer Zeitung hat damals ein Musikkritiker gerügt, es hätten sich viele Vereine eine zu schwere Aufgabe gewählt. Ein Vereinsdirigent aus der grössten Schweizer Stadt hat ihm dann widersprochen: Es sei kein einziges schweres Lied im ganzen Programm gewesen. Das mag, vom Standpunkt eines Musiktheoretikers aus gesehen, meinetwegen stimmen. Vom andern Standpunkt aus wissen wir Flüeblüemler es besser.

Vom Jodel auf Aetherwellen

Der Sepp Maurer hat einmal in der Hauptversammlung vorgeschlagen, wir sollten doch auch Radiosingen auf das Jahresprogramm setzen. « Ist bald gesagt», habe ich darauf geantwortet: «Der Herr Hartmann hat das Wort! »

« Ich hab's zwar nicht verlangt », lächelt da unser Direktor, « aber meine Meinung will ich gern sagen : Ich fasse nämlich den Antrag Maurer in vollem Ernst bloss als eine humoristische Einlage auf. Das „Flüeblüemli" jodelt ja nicht schlecht, und mit einigen unserer beliebtesten Lieder können wir sogar in ziemlichem Umkreis Ehre einlegen. Aber das Studio und unser Übungslokal, die Oberschulstube, das ist zweierlei. Da bekämen wir's mit der Angst zu tun, das heisst, mit dem Lampenfieber, und das ist im Radio viel schlimmer als auf der Bühne im Rössli oder auf dem Podium in der Kursaalhalle zu Interlaken. So brächten wir nur etwas höchst Mittelmässiges heraus. Und Derartiges gibt es im Radio, wie die meisten von Euch wissen, sonst schon mitunter. Schönes und Gutes kriegt man ja in reicher Auswahl zu hören, besonders aus Bern; die langsamen Mutzen sind uns da um ein paar Nasenlängen voraus. Aber hie und da bekommt man auch Sachen zweiter und dritter Güte zu hören. Ich denke an jenen Jodlerklub (mit dem Namen einer weissen Alpenblume), der neulich erst dem Freiburger Kuhreihen „Lioba" einen Phantasiejodel anhängte! Ich denke an Jodlerinnen, die lauter Butter und Himbeersirup in ihre Stimme legen, jedes Tönchen ein Sensatiönchen; selbstverständlich mühsam eingeübt, vor dem Spiegel, wer weiss? Ich denke an Jodelduos und -duette, die mich an die „Schildkröte" und an die „lustige Wildsau" erinnern; blosse Effekthascherei. Unser lieber Oberjodler Kleiner wird sich ja noch an die Zwüschebemerkige von Anno dazumal besinnen . . . Ich denke aber vor allem an angeblich volkstümliche Grammophonplatten. Da gibt es eine Fassung des Entlibucher Kuhreihens „Uesen Ätti"; die betreffenden Künstler — sie tun sich gross mit ihrem Schweizer Volkstum und hausieren damit durch die halbe Welt als „Stolz unserer Nation" — und warten da mit Zwischenbemerkungen auf wie „La gseh, Chrigu, hesch no nid fertig z'Morge gfrässe?" Es ist doch sonderbar, auf andern Gebieten lassen die Programmleiter den Kitsch und den Schund nicht zu; in der Volksmusik sind sie leider weniger wählerisch . . . Nichts für ungut wegen meiner langen Jeremiade; aber es hat eben schon zu oft in meinem Innersten gekocht . . . Zum Antrag Maurer möchte ich sagen : Schuster bleib bei deinem Leisten! »

Das Wort ist darauf nicht weiter verlangt worden, und als ich den Antrag Maurer zur Abstimmung bringen wollte, meinte der Sepp gemütlich: « Scho zrüggzoge. Ich ha eigetlich no gnue vo Interlake. »

Der weibliche Jodler

Vor etwa zwei, drei Jahren habe ich einmal als Delegierter einer landwirtschaftlichen Vereinigung nach Bern reisen müssen. Die Verhandlungen währten zwei Tage, und am Mittag des ersten habe ich ein wenig Umschau gehalten, was ich am Abend vornehmen könnte. Da habe ich ein Plakat gesehen: « Bester weiblicher Jodler der Gegenwart. » Gut, ich gehe also am Abend hin, und was habe ich da zu hören bekommen? Ein Ehepaar in der Tracht, mit einem Handörgeli. Die haben zusammen gejodelt, aber nicht etwa so, wie wir draussen auf dem Lande, das doch die Heimat des Jodelns ist, sondern viel « schöner », mit viel mehr « Anwenden » und allerhand Kunstgriffen, schönen Gixen und Extrachehrli; selbstverständlich auch Zwischenbemerkungen nach dem schon bekannten Muster. Zwischen den Liedern hat der Herr jeweilen Witze verzapft. Das Publikum hat Bravo gerufen und vor Wonne gestrampelt. Mir hat die Sache wenig und gar nicht gefallen; ich bin nur froh gewesen, dass ich niemand mitgenommen hatte von meinen Kollegen. Ich hätte mich ja schämen müssen.

Zu Hause und im «Flüeblüemli» habe ich nachher den Kropf geleert und dabei kein Blatt vor den Mund genommen. Einen Monat später oder so, da bringt mir aber der Herr Hartmann mit feinem Lächeln einen Zeitungsausschnitt in die Probe; darin war zu lesen, die betreffenden Künstler seien in einer grossen Stadt im Ausland aufgetreten und hätten gewaltigen Erfolg gehabt. Der schweizerische Gesandte sei selber dabeigewesen.

Schlechte Reklame für die Schweiz, habe ich mir gedacht. Steine statt Brot.

Bester weiblicher Jodler der Gegenwart — das ist nicht übel, wenn man bedenkt, dass dieser weibliche Jodler, soviel ich weiss, noch gar nie an einem eidgenössischen oder kantonalen Fest erschienen ist . . . Aber dort muss man eben sein Können unter Probe stellen! Dafür hat « er » eine Reihe eifrige Nachahmerinnen. « Er » nennt sich übrigens gut schweizerisch Mary, sprich « Meeri ».

Gefahren

Vor einem Vierteljahrhundert haben einige Freunde des Volksliedes den Eidgenössischen Jodlerverband ins Leben gerufen. Eines der wichtigsten Ziele war die Bekämpfung fremder Ware, besonders der Tirolerlieder. Und es hielt nicht leicht; denn in jener Zeit fand man solche Fremdgewächse noch fast auf jedem Konzertprogramm. Das hat heute aufgehört. Dafür bedroht uns eine andere Gefahr. Unser schönes, einheimisches Jodeln wird allzuoft zu einem blossen Genuss-, wo nicht Betäubungsmittel herabgewürdigt. Was soll man davon halten, wenn ein Klub — sei es nun im Konzertsaal oder im Radio — Sachen vorträgt wie: « *Und d'Gäissbüeler Mäitli händ Höörli so chruus, s' händ nüd grad schöni Frätzli, aber Holz händ s' vor em Huus. Und d'Gäissbüeler Mäitli sind chüschtig wie Gläck, doch wä-m-mer s' hürotet, dänn hät me der Dräck!* »

Liebeslieder mit Humor und Frohmut gibt es viele. Dieses aber gehört nicht dazu. Knapp gut genug für städtische « Herrenabende » . . .

Und eine andere Gefahr — gewissermassen der Gegenpol — ist das Schönsingenwollen, mit und ohne ich-Laut. Am Fest in Interlaken hat der Schaaggi Kleiner nach mehreren Vorträgen jeweilen zu mir gesagt: « Uh du, die händ aber gschwitzt! Die händ duruse immer müessen Angscht ha, sie verhäid ab. Dem säbe Tenor tuet, mäin i, 's Halszäpfli nüd schlächt weh vom Schlötterle, oder vom Trämoliere, wie s' öppen au säged. »

Es ist noch nicht lange her, da hat ein Sachverständiger, der mehrmals Mitglied des Kampfgerichtes gewesen ist, in unserm Verbandsorgan die Aufforderung erlassen, « das Wohl *und Wehe* des Eidgenössischen Jodlerverbandes kräftig zu fördern ».

So kann's kommen, wenn einer gern Sprüche macht.